

Kriegsliteratur ohne Holocaust

István Örkény beschreibt das Schicksal der ungarischen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion

Ulrich M. Schmid · Es kommt selten vor, dass ein Übersetzer seinen Text mit einer persönlichen Kritik am Autor veröffentlicht. Noch ungewöhnlicher ist es, wenn der Adressat bereits verstorben ist und gar nicht mehr reagieren kann. Genau dies ist der Fall bei István Örkény (1912–1979) fiktionalisiertem Bericht «Das Lagervolk» über die ungarischen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, der nun endlich auf Deutsch vorliegt. Der Übersetzer Laszlo Kornitzer beschwert sich in einem geharnischten Brief vom Februar 2010, dass Örkény Buch den Holocaust mit keinem Wort erwähne. Kornitzer beginnt sein Schreiben mit dem Understatement, dass er Örkény lieber um ein persönliches Gespräch gebeten hätte, aber leider liessen «die Umstände» dies nicht zu.

Und so schreibt – oder schreit – Kornitzer seinen Vorwurf in den Orkus der Toten hinab: «Das Lagervolk» sei zwar ein «wahrhaft grossartiges Buch», das die Verzweiflung und die Entbehrungen der Kriegsgefangenen auf erschütternde Weise nachzeichne, aber einen prekären weissen Fleck aufweise. 1947, als Örkény Bericht erstmals in Ungarn erschienen sei, habe man das Ausmass des Holocaust bereits gekannt. Trotzdem übernehme Örkény das traditionelle Verhalten der Ungarn gegenüber dem Judentum: Man sei entweder Antisemit oder schweige. Kornitzer hält genervt fest, dass er ständig vom Schreibtisch hochgesprungen sei, weil er übersetzen sollte, was nicht zu übersetzen sei. Besonders regt er sich über eine Szene auf, in der sich eine Gruppe von ungarischen Juden am Bahnhof Saratow nach dem Wohnsitz des Rabbiners erkundigt. Örkény verwende diese Szene, um die Rückständigkeit und Naivität der Juden zu belegen, ohne sich zu fragen, warum der Rabbi samt seiner Gemeinde verschwunden sein könnte.

Jenseits jeder Anklage

Kornitzers Erregung ist zwar emotional nachvollziehbar, zeugt aber von einer Blindheit gegenüber der ästhetischen Autonomie von Örkény's bemerkenswertem Lagerbuch. Die literarische Überzeugungskraft dieses Textes leitet sich gerade aus dem Fehlen jeglicher moralischen Anklage ab. Vor allem der Autor selbst hätte allen Grund zum Aufbegehren gehabt: Als ungarischer Jude wurde er von Admiral Horthys Kollaborationsregime zum Kriegsdienst in Russland eingezogen und geriet in sowjetische Gefangenschaft. 1943 musste er in einem Arbeitslager bei Tambow Bäume fällen, 1945 unterrichtete er an einer antifaschistischen Schule in Krasnogorsk ungarische Kulturgeschichte. Unter widrigsten Umständen sammelte Örkény Informationen und hielt seine Eindrücke mit einem Bleistiftstummel auf Tabaktüten fest. Immer wieder befragte er seine Schicksalsgenossen über ihr politisches Verhalten, ihre Geschichtsdeutung, ihr Verhältnis zu Ungarn, Deutschland und Sowjetrußland.

Mit beeindruckender Sprachkraft beschreibt Örkény in einzelnen Essays das brüchige Existenzgefühl der Insassen und legt damit eine Art «Soziografie» des Lagers vor. Besonders eindringlich ist die Schilderung der Angst vor dem Hunger, die fast schlimmer sei als der Hunger selbst. Die Gefangenen behelfen sich in ihrer Not mit einer eigenen Art des «Kochens». Sie versammeln sich und erzählen einander Rezepte: In allen Details malen sie einander aus, wie man serbischen Letscho, Milchpunsch oder Nudelaufguss mit Aprikosenmarmelade zubereitet. Und weil die Erinnerung an das Essen so gut schmeckt, wird auch noch der Strapschka erklärt. «Zum Nachschinken», fügt Örkény lakonisch hinzu.

Heimweh und Hunger sind die dominanten Empfindungen der Häftlinge. Das wichtigste Antidot gegen das Leiden erblickt er im Geschäftemachen. In jedem Lager entwickelt sich eine eigene Tauschindustrie, in der beständig Lebensmittel und Gegenstände unter den Gefangenen zirkulieren. Die Geschäfte können der konkreten Verbesserung der Lebenssituation dienen, aber auch bereits einen abstrakten Markt bilden: Konserven werden gegen Eheringe getauscht, Hosen gegen Piroggen, Brot gegen gekochtes Gras, das als Spinat angepriesen wird. Guten Absatz finden überdies kleine Nationalflaggen, die an die Mütze gesteckt werden, damit man nicht für einen Deutschen gehalten wird. Als eine Art Geld schliesslich funktionieren Elektromotoren, Schallplatten oder Kanarienvögel, die keinen Gebrauchswert, sondern nur noch einen Tauschwert aufweisen.

István Örkény gewinnt dem Lager sogar etwas Positives ab: In der Gefangenschaft seien Offiziere und Soldaten, Adlige und Bauern, Reiche und Arme einander gleichgestellt. Die Schicksalsgemeinschaft verwandelt sich in seinen Augen zu einer Solidargemeinschaft: «Aus grösserer Perspektive betrachtet verschwanden die Betrüger schliesslich überall, die Guten siegten, und die Menschen stiegen unter gleichen Bedingungen ins Bergwerk hinunter oder hinauf auf die Baugerüste. Wer sehen konnte, durfte ein seltenes Wunder erleben: die Demokratie *in statu nascendi*, in der Stunde ihrer Geburt.» Diese hymnische Passage, die zum Glück ein Einzelfall ist, stört allerdings den nüchternen Gestus von Örkény's Lagerprosa und wird letztlich auch durch groteske Schilderungen von scheiternden Beratungen der Gefangenen ad absurdum geführt.

Der Autor als Arrangeur

István Örkény hat in seinen Interviews mit den Kriegsgefangenen acht Biografien aufgezeichnet, die der Schilderung des «Lagervolks» beigegeben sind. In diesen hinreissenden Erzählungen dominiert ganz die stilistisch individualisierte Stimme des Helden; der Autor ist nur als geheimer Arrangeur des Textes präsent. Die bittere Armut des Tagelöhners, die Askese des Maristenmönchs, die

Fanatisierung des Pfeilkreuzlers und die Nostalgie des deklassierten Aristokraten gewinnen in Örkénys Darstellung fein gezeichnete Konturen. In aller Deutlichkeit zeigt sich hier sein Talent, das gerade nicht im Benennen gesellschaftlicher Missstände, sondern im Herauspräparieren individueller Seelenlagen besteht.

Deshalb zielt auch Laszlo Kornitzers Vorwurf ins Leere. Wer wie Örkény ein Panorama der ungarischen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion entwirft, schweigt nicht über den Holocaust – die Ermordung der europäischen Juden liegt schlicht jenseits des Wahrnehmungshorizonts seiner Handlungsfiguren, die um ihr eigenes Überleben kämpfen. Kornitzers Kritik ist ähnlich schief gelagert wie die Erstrezeption des «Lagervolks» im Jahr 1947. Damals wurde moniert, dass Örkény die «Befreierrolle» der Sowjetunion nicht angemessen gewürdigt habe. Gut sechzig Jahre nach solchen ideologischen Querelen macht sich nun auch Kornitzer einer ähnlich vereinnahmenden Lektüre schuldig. Wer mit einer festen Erwartungshaltung an ein Buch tritt, ist ein schlechter Leser. Erst wenn man bereit ist, sich auf die Eigenart eines Textes einzulassen, kann man auch Neues entdecken. In Örkénys Fall wird man belohnt mit einer luziden, unvoreingenommenen und sinnlichen Prosa über eine nationale Tragödie, die weit über einen verlorenen Krieg hinausreicht.

István Örkény: Das Lagervolk. Mit einem Nachwort von Imre Kertész.
Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von
Laszlo Kornitzer. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2010. 384 S., Fr. 48.90.